



WISSENSCHAFTLICHE ROMANTIK
ODER (NICHT) BURIBUNKE SEIN
DAN WIELSCH

Dan Wielsch lehrt und forscht an der juristischen Fakultät der Universität zu Köln als Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht und Rechtslehre. Forschungsschwerpunkte im Bereich des Privatrechts und seiner Grundlagen, dem Medien- und Immaterialgüterrecht sowie dem transnationalen Privatrecht. Nach Studien in Philosophie und Rechtswissenschaft in Frankfurt am Main erstes und zweites juristisches Staatsexamen, wissenschaftlicher Mitarbeiter am dortigen Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte. Promotion über die Entwicklung der funktionalen Interpretation im Wirtschaftsrecht. Master of Laws an der University of California in Berkeley. Habilitation mit einer Arbeit im Schnittfeld von Immaterialgüter-, Wettbewerbs- und Medienrecht. Initiator und Herausgeber der Reihe „Future Concepts of Law“, Mitherausgeber der Internationalen Studien zur Privatrechtstheorie/International Studies in the Theory of Private Law. Otto-Hahn-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft und Preis für Recht und Gesellschaft der Vereinigung für Recht und Gesellschaft. Am Wissenschaftskolleg mit einem Arbeitsvorhaben zur digitalen Medienverfassung und Organisation des Workshops „Politicizing the Digital Medium“. – Adresse: Universität zu Köln, Lehrstuhl für Bürgerliches Recht und Rechtslehre, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln. E-Mail: dan.wielsch@uni-koeln.de.

Die Bürger des Staates der Buribunken sollen für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch führen. Alles wird aufgeschrieben. Jede Empfindung, jeder noch so triviale Gedanke, jede ausgeführte oder auch nur erwogene Handlung. Bis hin zu den Träumen und ihren Transformationen des Bewussten. Alles. Jeder geistig-seelische Kampf oder Krampf, auch der zur Hemmung des Schreibvorgangs führende. Selbst der Nichtvollzug des

Schreibens bietet so noch den Anlass für die Fortschreibung eines universalen unendlichen Protokolls. Alles wird dadurch veredelt, dass das Geistige und überhaupt jede Lebenszuckung so zur Tatsache wird. Die Buribunken wie ihre wissenschaftlichen Beobachter, die Buribunkologen, sind gleichermaßen durchglüht von dem Gedanken, der Sinn des Lebens sei das Leben selbst, wie es da ist und war, das aber erst durch das Protokoll seiner Vollzüge anwesend gemacht wird und das hierüber erst seine konkrete, faktische Tatsächlichkeit und Positivität gewinnt. Das Leben gerät zum Gottesdienst am Datum. Seine Myriaden an Messdienern sind dabei mit dem größten Eifer am Werke. Nicht nur eröffnet die Positivierung jeder Selbstbeobachtung die Möglichkeit, dass andere die Selbstbeobachtung beobachten und diese Beobachtungen wiederum Gegenstand weiterer Beobachtungen werden können, sich also die Aufzeichnungsanlässe ins Maßlose potenzieren. Vielmehr wird der individuelle Eintrag durch die großartige Institution des „Kollektivtagebuchs“ aus der verengenden Verknüpfung mit der Einzelperson gelöst und zur globalen Liturgie verbunden, die als höchste Stufe der Transsubstantiation des kleinen und noch des allerkleinsten Ich in schwarz auf weiß lesbare Buchstaben auf der Schreibmaschine der Geschichte gelten kann und die das brausende Chaos unverbundenen Einzelburibunkentums zu der tönenden Vollendetheit eines buribunkischen Kosmos emporführt. Selbstverständlich werden die täglich in Kopie abgelieferten Tagebücher zur Erhöhung der Datenproduktivität nach Art eines Sachregisters sowie nach dem Personalprinzip gesichtet.

Gegen diesen allgemeinen Rausch der Positivität nimmt es sich eher wie eine Fußnote des hoffnungslos staatsfixierten Metachronisten der Buribunken aus, wenn ihm zufolge die so erschlossenen Tagebücher in regelmäßigen Monatsberichten dem Chef eines Buribunkendepartements vorgelegt werden, der auf diese Weise eine ständige Kontrolle über den Gang der psychischen Entwicklung seiner Provinz habe und seinerseits einer Zentralinstanz berichte, die, unter gleichzeitiger Publikation in der Esperantosprache, Gesamtkataloge führe und dadurch in der Lage sei, das gesamte Buribunkentum buribunkologisch zu erfassen. Der panoptische Weltgeist wird schnell über jeden Versuch hinweggehen, die in ihm gigantisch aggregierte Kontrollmacht selbst zentral beherrschbar machen zu wollen. Viel entscheidender ist der sich in alle Buribunken legende „unermüdliche Verwertungstrieb, der expansive Trieb zum Betriebe“, der alles Erleben und jede soziale Beziehung unter den Imperativ der totalen Erfassung und Datenproduktion stellt. Seine Vollendung aber erreicht das Buribunkentum durch die Schließung seines Bewusstseins, indem die im Fieber des Allprotokolls betriebene Selbstaufhebung vom buribunkischen Subjekt nicht einmal wahrgenommen wird. Getragen vom Hochgefühl,

dem eigenen Dasein durch seine umfassende Positivierung Sinn zu verleihen, verzehrt es sich ungerührt wie ein anästhesierter Ouroboros.

Einmal ganz beiseite die Verballhornung eines „relativistisch-antimetaphysisch-atheistischen Historismus“ (Meuter) sowie die „selbstinquisitorische Romantikkritik“ (Mehring), die Carl Schmitt vor etwas mehr als hundert Jahren in seine Satire über die Buribunken hat einfließen lassen: Der medien-onto-technologische Dreisatz „Ich denke, also bin ich; ich rede, also bin ich; ich publiziere, also bin ich“ ist durch die Innovation der Aufschreibsysteme seit den Tagebuchzeiten heute tatsächlich in die letzten Kapillaren der Gesellschaft vorgedrungen. Jedes Ich twittert, postet und bloggt. Das wissenschaftliche bewaffnet sich überdies mit Datenbanken und allerhand Applikationen, die natürlich nicht selbst entwickelt sind, sondern von den Feudalherren der Netzwerktechnologie in scheinbar selbstloser Hingabe an die Zukunft der Menschheit zur Verfügung gestellt werden. Beheizt vom gleichen Geist der Vermessung und Datafizierung der Welt kann auch der Durchschnittsvertreter der Zunft gewiss sein, der Nachwelt einen unendlich wichtigen Dienst zu tun, indem er die Datenspur durch irgendetwas Aufgeschriebenes vermehrt und so, wenn nicht dem geheimen Weben des Weltgeistes, dann doch wenigstens einem Suchalgorithmus neue Nahrung gibt – vorausgesetzt natürlich, dass er den Peer-Review als Brandbeschleuniger des Mittelmäßigen passiert, der alles aussortiert, was nicht dem herrschenden Paradigma sich fügt oder unter den scharfen Augen des Positivismus gar als metaphysisch-spekulativ erscheint. Welche Domäne würde nicht ergriffen vom Buribunkentum? Denn es geht ja nicht, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte, um ein eigenes neues Völkchen, das da beschrieben wird, sondern um eine Bewusstseinsstufe oder einen Habitus, den die Bürger bestehender Welten ausbilden. Die eigene Selektivität datengetriebener Kommunikation trifft stets auf bestehende Wissenskulturen, Selbstbeschreibungen, Normordnungen, Diskursregeln, Verfahren der Entscheidungsfindung usf. Wenn es zur erfolgreichen Orientierung in der Welt und zur Bewältigung von Kontingenz ausreicht, große Datenmengen mit Hilfe von Algorithmen zu korrelieren, anstatt mit Hilfe von Theorien auf die Suche nach Kausalitäten zu gehen, ist nicht nur, aber vor allem anderen die Wissenschaft betroffen. Weil es unter dem Buribunkentum für Wissensproduktion keine Theorie mehr braucht, ist nach dem Ort zu fragen, der die unbedingte Freiheit der Frage und Äußerung im Interesse eines auf Wahrheit gerichteten Forschens und Wissens gewährt.

Die Universität als Institutionalisierung von Wissenschaft erfüllt den Anspruch einer solchen unbedingten Freiheit immer weniger. Nicht dass es die unbedingte Universität,

wie Derrida sie in seinem gleichnamigen Vortrag anruft, je gegeben hätte. Sie ist die vielfach bedingte, wobei die Ausrichtung auf ökonomische Rationalität heute herausragt und mit der Bologna-Reform gezielt zum Bestandteil einer übergeordneten wirtschaftspolitischen Strategie geworden ist. Aber sie konnte als der öffentliche Raum gelten, in dem nichts außer Frage steht, in dem in privilegierter Weise das Recht in Anspruch genommen wurde, bedingungslos nach der Wahrheit zu fragen und allen Versuchen zu widersprechen, sich ihrer im Namen von Wirtschaft, Politik oder Religion zu bemächtigen. Ein Ort, in dem Wissenschaft zum Beruf gemacht wird und diejenigen, die diesen Weg wählen, sich für die Wissenschaft öffentlich erklären und sich ihr versprechen („professor“). Autonomie durch Grenzziehung, das war die Formel, die Kant im Streit der Fakultäten gewonnen hatte, um die Universität externen Kräften zu entziehen. Um die Autonomie des Wahrheitsdiskurses geht es auch Derrida. Aufgewühlt durch die Verwandlung des öffentlichen Raums im Cyberspace, sieht er aber, dass eine andere Topologie erforderlich ist, sobald der Ort von Demokratie und Universität selbst virtuell wird und sich die Grenze zwischen drinnen und draußen verschiebt. Wahrheitssuche und die Idee der unbedingten Universität hätten ihren Ort dann nicht mehr ausschließlich innerhalb der Mauern universitärer Körperschaften. Sie wären erst auf der Suche nach ihrer Stätte, würden sich gar mit außerakademischen Kräften verbünden, aber doch immer mit dem Ziel, politischen, rechtlichen oder ökonomischen Aneignungsversuchen wirkungsvoll Widerstand zu leisten. Derrida schreibt noch in einer Phase, in der demokratische Hoffnungen in die Netzentwicklung gesetzt wurden. In einem Moment, in dem gleichzeitig die alte Institutionalisierung der Wahrheitsfrage ihren Eigensinn und ihre Widerstandskraft verliert und sich die Chance auftut, ihre Grenzen neu zu verhandeln und neue Verbündete für eine bestimmte unbedingte Unabhängigkeit des Denkens zu gewinnen. Anstatt dass sich aber die Wahrheitsfrage neue Öffentlichkeiten erschlossen und sich in die Gesellschaft eingelassen hätte, haben umgekehrt die neuen – fragmentierten, polarisierten, strategisch koordinierten, meinungszentrierten und kognitiv geschlossenen – Öffentlichkeiten sich der Wahrheitsfrage bemächtigt. Wenn sie denn überhaupt noch eine Rolle spielt und nicht gleich ganz der algorithmischen Rationalität zum Opfer gefallen ist, der das betäubte Buribunkentum mit seinem Positivismus in vorausweisendem Gehorsam den Weg ebnet.

Wenn also nicht allein die unbedingte Freiheit der Frage und Äußerung durch innergesellschaftliche Systemrationalitäten gefährdet wird, sondern der Horizont der Wahrheit selbst in der Dämmerung des Anthropozäns – das nie mehr war als eine vom Technozän

offengelassene Illusion des Menschen – sich langsam verliert, wenn also Wahrheit sich in Wahrheit auch in einer (techno-)ökologischen Gefährdungslage befindet, dann ist das Bedürfnis nach dem Stellen und den Stellen der Wahrheitsfrage augenscheinlich. Dieses Bedürfnis alternativer Institutionalisierung geht weiter als Hegels Bedürfnis der Philosophie, das den Entzweigungen der Moderne entsprang und einer bereits von Differenzierungskonflikten geschüttelten Gesellschaft wieder einen vernünftigen Begriff von sich selbst geben wollte, sich aber noch des Sinns von Sinn sicher sein konnte. Es geht um mehr als Rejustierungen des Geistes; die totale Errechenbarkeit von Welt wird zur Frage seiner Existenz. Oder ist der Zeitpunkt für eine Reinstitutionalisierung der Wahrheitsfrage sogar schon verstrichen und nichts anderes als wissenschaftliche Romantik? Vielleicht ist es ein Zeichen romantischen Denkens, immer dann zu entstehen, wenn eine Idee ihre institutionelle Rückendeckung verliert. So wie einst der aufklärerisch-rationalistische Geist romantisch wurde, als seine Träger sich dem Bürgertum entfremdeten (K. Mannheim). Das würde einerseits den romantischen Blick zurück erklären, der sich in dessen gegenüber dem buribunkischen Jetzt als aufgeklärter erweist. Wenn sich in der algorithmischen Gesellschaft die Idee der Wahrheit abschafft, liegt nämlich die Reflexion ausnahmsweise ihrem Gegenstand voraus. Solidarität mit der Metaphysik im Augenblick ihres Sturzes nannte Adorno so etwas. Zum anderen entfesseln der romantische Trieb und sein Nichteinverständnis mit dem Leben, wie es da ist, die Kraft zum Aufstoßen gegenstrebigere Freiheitsräume. Gegen die Kontraktion der Welt durch die Maschine und eine Wissenschaft, die sich zum Annex der Datensätze macht, tritt wissenschaftliche Romantik jeder Schließung entgegen und versetzt scheinbare Notwendigkeit in den Modus der Potenzialität. „Freunde, der Boden ist arm, wir müssen reichlich Samen Ausstreuen, daß uns doch nur mäßige Erndten gedeihn.“ Wenn bei Novalis die Suche nach dem Unbedingten als Regulativ gegen alle Reduktionismen fungieren konnte, steht heute das Regulativ selbst auf dem Spiel, sodass es darauf ankäme, das Unbedingte überhaupt zu suchen, auch wenn wir immer nur Dinge finden. Vor allem bedarf es institutioneller Suchprozesse, die dem buribunkischen Imperativ widersprechen und dem gegenwärtigen Herausforderungsdruck für die Wahrheitsfrage gewachsen sind. Dass das Wissenschaftskolleg seit mehr als vierzig Jahren Teil dieser Suchprozesse ist, dafür kann man allen Beteiligten nur dankbar sein.